

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 174.

Freitag, 27. Juli.

1928.

(4. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

Roman von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Vor der Tür des „Lion d'or“ wollte sich der Capitaine verabschieden, aber das ließ Charles nicht zu.

„Unfinn, du kommst mit. Das geht jetzt nicht, du kannst nicht in dein Haus, da liegt ja der Staub fingerdick. Das Bett ist fertig für dich, und das Essen steht auf dem Tisch, setz' dich nur mit ran. Ich werde mich nur nicht viel um dich kümmern können wegen Mama; aber du bleibst bei uns, unbedingt. Wir haben ja auch noch zu sprechen wegen deiner Angelegenheit.“

„Nein, das möchte ich auf keinen Fall“, wehrte der Capitaine, ohne die Schwelle des Hauses zu überschreiten. „Das hat ja Zeit. Ich kann ebensogut in dem „Arcades“ essen und komme, wenn's dir paßt, gegen Abend herüber.“

„Nun, dann sage wenigstens Mama guten Tag“, bestand Charles. Er zog den Freund mit in den Hausflur.

„Ach, du bist's, Charles“, sagte die schwache Stimme seiner Mutter, als er sich in dem verdunkelten Schlafzimmer über ihr Bett beugte. Und sie streichelte seine Hand. „Mein guter Junge... ich habe so auf dich gewartet. Du hast keine schöne Jagd gehabt, nicht wahr? Und bist sicher naß geworden. Ziehe dich nur gleich um, und erkalte dich nicht. Wir reden nachher über alles, was ich dir noch zu sagen habe. Ach, da ist ja auch Dupon.“ — Guten Tag, Herr Capitaine, wie geht es Ihnen.“

Der Capitaine neigte sich über die Frauenhand, die sich ihm aus den Rippen entgegenstreckte, und küßte sie.

„Das wollte ich Sie fragen, Madame Gontard“, sagte er. „Ich bin nur ganz kurz gekommen, um etwas mit Charles zu besprechen, und fahre heute Abend zurück.“

„Denke dir, ich habe ihn im Walde aufgegaßelt, er ist aus Chateaubun zu Fuß gekommen, da habe ich ihn gleich mitgebracht.“

„Sie wollen nach Ihrem Hause sehen, nicht wahr?“

„Ja, Charles schrieb mir, daß es sich nicht verkaufen läßt. Und so muß ich eine Hypothek darauf aufnehmen, ich brauche Geld.“

Die alte Dame warf ihrem Sohne einen Blick zu; der blickte sie wieder an und klopfte dann dem Capitaine auf die Schulter.

„Die Geschäfte nachher, René. Erst essen wir mal zusammen, und dann mußt du auch Odette begrüßen.“

„Ach, sagen Sie doch“, meinte die alte Dame, „war jemand gestern Abend schon in Ihrem Hause drüben?“

Der Capitaine wandte sich um. Das Sonnenlicht, das durch einen schmalen Riß der Läden fiel, beleuchtete sein scharf markiertes Gesicht. Er stutzte und sah sie an. „In meinem Hause? Ich bin eben erst angekommen. Ich war in Chateaubun wegen eines Pferdekaufs und wurde früher fertig und habe den kurzen Weg durch den Wald gemacht, ohne auf den nächsten Zug zu warten. Weshalb meinen Sie das?“

„Ich habe geglaubt, gestern Abend bist in Ihrem Hause gewesen zu haben.“

„Licht. Wieso Licht? Wo war das Licht?“

„Im oberen Stock. Ich sah ein Licht wandern, dann

waren lange zwei Fenster hell, dort, ich glaube, wo Ihr Schlafzimmer ist... rechts, die beiden letzten Fenster.“

„Da war Licht?“ fragte der Capitaine erstaunt.

„Ja, ich habe es gesehen.“

Der Capitaine sah Charles an.

„Man kann sich sehr täuschen“, wandte Charles ein, indem er dem Capitaine einen warnenden Blick zuwarf. „Mama, rege dich nicht auf, schlafe und ruhe dich jetzt aus. Wir gehen hinunter, und nachher setze ich mich zu dir.“ Und sie verließen die alte Dame.

„Was meint sie nur mit dem Licht?“ fragte der Capitaine auf der Treppe. „In meinem Hause sind doch die Läden geschlossen. Erstens kann man gar kein Licht von außen sehen, und dann war doch niemand drin. Ich will es wenigstens hoffen.“

„Du könntest immerhin gleich mal nachsehen“, meinte Charles. „Ich bin lange nicht drin gewesen.“

Aber damit hatte es der Capitaine nicht eilig. „Dieses alte Haus, immer hat man Geschichten damit, sie empfangen einen schon, ehe man einen Fuß über seine Schwelle gesetzt hat.“

„Es wird eine Phantasie von Mama gewesen sein“, meinte Charles. „Sie sieht oft so was oder bildet sich ein, etwas gesehen zu haben. Nachher ist es meist nichts. So hat sie zum Beispiel im Frühjahr einmal behauptet, nachts Stimmen in eurem Pavillon zu hören. Sie weckte mich sogar mitten in der Nacht deshalb.“

„Und bist du dann hingegangen?“

„Bewahre, ich schlief ganz friedlich weiter. Was soll man denn auch in dem alten Hause? Silber ist doch keines mehr dort, und die alten Möbel schleppt niemand fort. Mama hat in letzter Zeit oft solche Nachtgefühle. Wahrscheinlich liegt sie auf dem Rücken —“

„Nun, es ist ganz angenehm“, meinte der Capitaine, „daß jemand mein Haus noch nebenher mitbewacht.“

Im Speisezimmer stand der Tisch gedeckt. Die Flämin mit ihren roten Armen trug eben die Vorspeise auf. „Wo ist denn meine Frau, Marie?“

„Sie kommt sofort, Monsieur. Die Herren möchten schon anfangen.“

Charles goß den Burgunder ein, und sie begannen schweigend zu essen. Die Vorspeise bestand im „Lion d'or“ aus mehreren Salaten, marinierten Fischen, Radieschen, Wurst, frischer Butter und Weißbrot. Alles reichlich, kräftig und etwas ländlich derb.

Odette trat ein und brachte eine Schüssel Kirichen. Der Capitaine sprang auf und begrüßte sie. Ihr helles Gesicht überflog eine leichte Verlegenheit. „Sie entschuldigte sich.“

„Es ist heute draußen so viel zu tun. Das ganze Gastzimmer sitzt voller Reisender, dazu der Markt. Mama fehlt an allen Ecken. Hoffentlich hat Artemis nichts vergessen.“

Sie setzte sich, und während die heiße Pastete aufgetragen wurde, erzählte Charles von der verregneten Jagd. Plötzlich sagte er: „Aber ihr eßt ja gar nichts. Ich muß mich ordentlich schämen, daß ich einen solchen Hunger habe.“

„Die Sache mit Mama ist mir in die Glieder ge-

fahren“, meinte Odette. „Und dann — meine Tante — ich kann nichts essen . . . es ist entsetzlich.“

Sie legte die Gabel hin, wie von einem Grausen geschüttelt.

„Arme kleine Frau“. Charles ergriff ihre Hand.

„Diese kleinen Hände werden jetzt arbeiten müssen, wenigstens bis man jemand gefunden hat, der Mama ersetzt.“

„Das ist selbstverständlich“, sagte Odette gemessen und ohne jemand anzusehen. „Mama beunruhigt mich sehr.“

Artemis riß die Tür auf und rief ins Zimmer: „Monsieur, der Herr Doktor ist gekommen“. Charles sprang auf, schob seinen Teller zurück und verließ das Zimmer.

Die beiden saßen sich schweigend gegenüber, während das aufwartende Mädchen den Kaffee brachte und abdeckte. Drüben in dem Gastzimmer hörte man ein lebhaftes Gemurmel von Stimmen.

„Da drüben sagen sie“, berichtete das Mädchen, wichtig und erregt von der Sensation, welche die ganze Stadt in Aufruhr gebracht hatte, indem es das Obst wegnahm, „die Kassenmutter wäre um halb zwölf Uhr umgebracht worden. Der Arzt hat das eben festgestellt. Sie haben den Mörder schon, es ist ein Schirmslider, der oft hier durchkommt.“

„Hat er denn gestanden?“ fragte der Capitaine.

„Nein, er leugnet noch, er wehrt sich . . . er ist aber nachmittags dagewesen, man hat ihn gesehen, am Zaun hat er gestanden und geklingelt.“

„Das hat mir meine Tante abends noch erzählt“, sagte Odette. „Sie hat ihn nicht hereingelassen.“

„Ja, das ist alles so sonderbar“, sagte das Mädchen und sah Frau Odette von der Seite an, indem es das Geschirr auf das Teetisch stellte, „das wird eine schöne Geschichte werden.“

In diesem Augenblick betrat ein Gendarm das Zimmer und fragte: „Kann ich Sie sprechen, Madame Gontard? Der Untersuchungsrichter ist da.“

Odette erhob sich. Man sah, daß ihre Hände zitterten. Sie verabschiedete sich ruhig und anmutig von dem Capitaine. „Also bis heute abend, Capitaine, bitte, seien Sie um sieben Uhr zu Tisch da. — Marie, schließen Sie den Salon auf.“

Im Hausflur standen zwei Herren mit Mappen unter den Armen. Sie ging, gefolgt von den Herren, in den Salon, der als Les- und Rauchzimmer diente. Er war leer und halbdunkel. Die Jalousien waren geschlossen. Auf dem Tische lagen abgegriffene illustrierte Blätter, auf dem Klavier stand ein trockener Geldblumenstrauß. Sonnenstreifen standen in dem Zimmer.

Odette nahm auf dem Sofa Platz und legte die Hände gefaltet auf die Knie. In ihrem kurzen einfachen Leinentkleid, den zierlichen, hellgrauen Wildlederschuhen, dem weißen Hals und der weißen Haut sah sie wie ein Pensionismädchen aus. Man sah ihr die neunjährigen Zwillinge nicht an.

Die durchbohrenden Blicke der beiden Juristen, die sie zu verhören gekommen waren, schienen sie kalt zu lassen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Madame, daß wir Sie verhören müssen“, begann der Ältere, der Untersuchungsrichter, während sein Begleiter sich anschickte, auf einem Spieltisch das Protokoll aufzunehmen und der Gendarm am Fenster stehen blieb, als ob er einen Kluftversuch durch das Fenster vereiteln wollte. „Aber Sie waren die letzte, die Ihre Tante gesehen hat. Sie waren gestern abend noch mit ihr zusammen. Können Sie uns sagen, ob Ihnen irgend etwas aufgefallen ist? Erzählen Sie uns bitte genau, wie sich die Sache verhielt: Wann Sie hintamen, wie Sie das Haus fanden, ob Sie jemand unterwegs gesehen haben, in der Nähe des Hauses, vor allem, ob Sie den Schirmslider kennen, der sich an dem Abend vor dem Hause herumgetrieben haben soll. Wollen Sie mir, bitte, das alles ganz genau erzählen, Madame.“

Der große hagere Mann heftete seine schwarzen Augen auf die junge Frau, die sich bemühte, ihre Gedanken zu sammeln. Sie schien ruhig und kaltblütig. Sie entschuldigte sich, verhört zu werden, nie war ihr das passiert.

„Verzeihen Sie, wenn ich etwas wenig chronologisch erzähle, ich werde versuchen, Ihnen alles genau zu sagen. Ich bin noch sehr erschüttert . . . meine Schwiegermutter liegt im Sterben, der Arzt hat uns wenig Hoffnung gemacht . . . und meine Tante, die ich lieb hatte . . . meine einzige Verwandte, ermordet . . . es ist alles so rasch auf mich eingestürzt . . .“

Sie strich sich über die Augen, als ob sie etwas abwischen wollte, was ihren Gedankengang störte. „Ich muß mich erst besinnen. Schreiben Sie bitte noch nicht, mein Herr, lassen Sie mich erst ganz genau nachdenken, damit nichts falsch aufgenommen wird in die Akten.“

„Aber bitte, Madame, fassen Sie sich nur, wir haben Zeit.“

Der Richter lehnte sich mit übergeschlagenen Beinen in seinen Stuhl zurück. Seine dunklen Augen schauten fest in das Gesicht der Frau, die erblaßt war unter diesem Blick.

„Ich will Ihnen alles sagen, so gut ich es noch weiß“, begann sie mit leiser ruhiger Stimme. „Die Stunde kann ich natürlich so genau nicht mehr wissen, wann ich zu meiner Tante gekommen bin.“

„Aber bitte, versuchen Sie nur, sich dessen zu erinnern, Madame, denn das ist es, worauf es ankommt.“
(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Kirchenkfest.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Alljährlich, am 28. Juli, begeht man nach altem Brauch in Raumburg das berühmte Kirchenk- oder Hussitenfest, ein Volksfest, welches namentlich von den Kindern sehnsüchtig erwartet wird, und auch stets viele Fremde herbeilockt. Einer weitverbreiteten Erzählung nach soll es zur Zeit der Hussitenkriege entstanden sein. Im Juli 1432 zogen die Hussiten unter ihrem Anführer Procop nach der Zerstörung Altenburgs vor das stark befestigte Raumburg. Auf einer Anhöhe schlugen sie ihr Lager auf und drohten, die Stadt, die heftigen Widerstand leistete, völlig zu vernichten und keinen Menschen am Leben zu lassen. Nachdem eine Abordnung der Bürgerschaft, die dem wütenden Procop die Übergabe der Stadt anbot, wenn er ihr Milde angedeihen lassen wolle, abgewiesen worden war, machte in der höchsten Not der Schlosser und Viertelsmeister Wilhelm Wolff den Vorschlag, sämtliche Kinder in das Hussitenlager zu schicken, um durch ihren Anblick das Herz Procop zu rühren. Durch die Lage gezwungen, gaben die Mütter schließlich ihre Einwilligung. Bekleidet mit weißen Hemden, an denen schwarze Bänder befestigt waren, zogen 258 Knaben und 321 Mädchen paarweise zur Stadt hinaus, während die Mütter weinend und händeringend von der Stadtmauer aus den Zug mit den Augen verfolgten. Wie man ihnen eingepreßt hatte, erhoben die von Offizieren zu Procop geleiteten Kinder ein jämmerliches Geschrei, fielen in die Knie und riefen unaufhörlich: „Gnade!“ Erst als Procop nach Beratung mit den Unterbefehlshabern den Kindern Schonung der Stadt zugesichert hatte, stellten diese ihr Weinen ein. Procop befahl nun seinen Musikanten, zum Tanz aufzuspielen, er ließ Kirchenk-, Schoten- und Wein unter die Kinder verteilen, die schließlich zutraulich wurden und nach den Klängen der Musik lustig umhersprangen. Gegen Abend schickte Procop die Kleinen in die Stadt zurück und noch in der Nacht zogen die Hussiten ab. Zur Erinnerung an die Errettung ihrer Stadt beschloßen die Raumburger, den 28. Juli alljährlich als Festtag zu begehen. In feierlichem Zuge sollten die Kinder nach dem Hügel ziehen, auf welchem die Hussiten ihr Lager gehabt hatten, und dort mit Früchten und Getränken bewirtet werden. Das Übernachten eines in der Nähe liegenden Schotenfeldes wurde ihnen ebenfalls zugestanden, und abends lehrten sie mit Musik, grüne Zweige schwingend, unter dem Ruf „Hussitenzug“ in die Stadt zurück. 1433 wurde das Fest vom Bischof Johann von Raumburg bestätigt und seitdem ist es jedes Jahr abgehalten worden. Heute feiert man das Kirchenkfest durch einen Umzug der Schulljugend mit Musik und Fahnen, einem Vogelschießen der Knaben, einem Tanz nach den Klängen einer Trommel, Gesangs, Spiele und vor

allem durch Verteilung von Kirshen. Die mit noch viel mehr Einzelheiten, als hier angegeben, überlieferte Geschichte von der Entstehung des Kirshenfestes entspricht keineswegs den historischen Tatsachen, denn eine Belagerung Raumburgs durch die Hussiten hat niemals stattgefunden; sie können höchstens 1430, aber keineswegs zur Kirshenzeit, in jener Gegend gewesen sein. Vielleicht rührt die Geschichte von der Errettung durch die Kinder von einer anderen Belagerung her und wurde auf die Hussiten übertragen, sie kann 1450, zur Zeit des sächsischen Bruderkrieges, passiert sein, wo Bischof Peter von Raumburg vom Herzog Wilhelm abfiel und auf die Seite des Kurfürsten trat, unter dem ein böhmisches Hilfskorps socht und übel im Lande hauste. Herzog Wilhelm wollte Raumburg stürmen, gab aber, durch die Bitten der ihm „mit Zweigen und Früchten“ entgegenziehenden Kinder veranlaßt, seinen Plan auf. Da nun die größtenteils uraltauisch gesinnten Böhmen auch nach den Hussitenkriegen noch vielfach Hussiten genannt wurden, verlegte das Volk wahrscheinlich die Errettung Raumburgs in die Zeit der Hussitenkriege. Schließlich besteht noch die Möglichkeit, daß das Kirshenfest viel älter und der Überrest eines heidnisch-germanischen Frühlingsfestes ist.

Das Hühnerbein.

Von Albert Reinde.

Raum hatten die beiden Gäste, die von der Frau Magistratsrat zum Abendessen eingeladen waren, das Haus verlassen, als die Gnädige furchtbar zu toben anfang.

„Lieber Michael“, fuhr sie ihren Mann an, „hast du an dem Huhn nichts bemerkt, das die Minna aufgetragen hatte?“

„Gar nichts, meine liebe Olga“, sagte der Hausherr und drückte sich verschüchtert in die Sofaede, wo er in Ruhe seine Zigarre rauchen wollte.

„So!“ rief die Gnädige. „Du merkst überhaupt nie etwas, höchstens, wenn die Welt untergeht!“ — „Minna! Minna!“ schrie sie dann durch die geöffnete Tür zur Küche, „kommen Sie doch mal herein!“

Minna erschien.

„Sagen Sie, Minna, wo ist denn das eine Hühnerbein geblieben? Ein Huhn hat bekanntlich zwei Beine, aber es war nur ein Bein auf der Platte, als Sie das Huhn auftrugen!“

Minna war sprachlos. „Gnädige Frau, das muß ein Irrtum sein!“ sagte sie. „Als ich das Huhn in der Küche zerlegte, waren beide Beine da. Bitte, bedenken Sie, gnädige Frau, es haben vier Personen von dem Huhn gegessen und es ist sogar noch etwas übrig geblieben. Wie wäre das möglich, wenn das eine Bein gefehlt hätte...“

„Sparen Sie sich Ihre Redensarten!“ rief die Gnädige gereizt. „Ich weiß, was ich gesehen habe. Mir entgeht nichts!“

„Leider!“ brummte der Gatte leise vor sich hin.

„Aber ich werde schon dahinter kommen, bei meinem Wort!“ schwur die Gnädige.

„Ich weiß wirklich von nichts“, schluchzte Minna und entfernte sich kopfschüttelnd.

Alle drei hatten wegen des Hühnerbeines eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen, als Minna einholen gegangen war, spionierte die Gnädige herum, auch in der Mädchenkammer.

Was lag denn da? — Die Gnädige widelte es auf. Richtig, es war das Hühnerbein! Solch eine verlogene Person, diese Minna! Na warte!

Sie nahm das Hühnerbein und steckte es unbemerkt in die Manteltasche ihres Gatten. Was brauchte ein Dienstmädchen ein Hühnerbein zu essen. Vielleicht hatte sie es auch für ihren Schatz zurückgelegt. Ein richtiges Dienstmädchen hat immer einen Schatz.

Als der Herr Magistratsrat im Amte war und später sein Frühstück aus der Manteltasche zog, fand er zu seinem größten Schrecken das Hühnerbein darin.

Wie kam das Hühnerbein in seine Tasche? Sollte Minna, die liebe, gute... Er lächelte besäufelt vor sich hin. Wie sie doch für ihn bedacht war, die treue Seele. Er aß es nicht. Nein, auf keinen Fall, er wollte doch, daß Minna... und er steckte das Hühnerbein wieder ein.

Als er vom Dienst nach Hause kam, glaubte die Gnädige, er würde ihr etwas zu sagen haben, wegen des Hühnerbeins. Sie hatte sich aber geirrt. Kein Sterbenswörtchen sagte er. Er tat ganz unbefangen.

„Sonderbar!“ dachte sie. Ihr Argwohn regte sich und sie fing wieder an zu spionieren.

Sie schlich immer hinter ihrem Manne her und hörte später in der Küche flüstern: „Meine liebe, gute Minna! Es

war wirklich rührend von Ihnen, daß Sie mir das Hühnerbein zum Frühstück gönnten. Aber ich kann das nicht annehmen. Ich wollte doch, daß Sie... Ich habe deshalb das Hühnerbein wieder dorthin...“

„Wieder?“ fragte Minna gedehnt und schaute ihn verständnislos an.

„Pst!“ machte der Herr Magistratsrat und legte den Finger auf den Mund. Er hatte Geräusch gehört.

Als er am Abend mit seiner lieben Gattin zu Tisch saß, bemerkte er zu seinem größten Entsetzen, wie sie das bewußte Hühnerbein verzehrte. Dabei sah sie ihn mit teuflischem Grinsen an. Ihm wurde furchtbar zu Mute. Er aß nichts Gutes. Und richtig! Raum hatte seine teure Gattin das Hühnerbein verpeißt, als ihm der abgenagte Knochen an den Kopf flog. Dann folgte ein Donnerwetter. Minna mußte ziehen und er hatte fortan die Hölle auf Erden.

Nie kam ein Huhn mehr auf den Tisch.

Reise u. Verkehr

Dolmetscher- und Abholendienst auf deutschen Bahnhöfen. Ein großer Teil der ausländischen Gäste, die Deutschland besuchen, ist der deutschen Sprache nicht mächtig. Bei der Ankunft auf den Bahnhöfen ergeben sich daraus mitunter Schwierigkeiten, wenn die ausländischen Reisenden sich nicht an einen sprachkundigen Auskunftsbeamten wenden können. Auf verschiedenen großen deutschen Bahnhöfen, auf denen Ausländer ankommen, sind daher schon seit längerer Zeit sprachkundige Auskunftsbeamte postiert, an die sich die Reisenden auch mit Anfragen in englischer oder französischer Sprache, zum Teil auch italienisch oder spanisch bzw. russisch wenden können. Dieser Dolmetscherdienst wird von dem amtlichen Mitteleuropäischen Reisebureau (MER) im Interesse des reisenden Publikums kostenlos durchgeführt. Die einzelnen Beamten sind durch besondere Kleidung und Armbinden mit der Aufschrift: „On parle français“, „English spoken“ usw., kenntlich. In Berlin sind zwei MER-Dolmetscher tätig, der eine auf dem Anhalter Bahnhof, der englisch, französisch, spanisch und italienisch spricht; der zweite auf dem Bahnhof Friedrichstraße, der Auskünfte in englischer, französischer, russischer und polnischer Sprache erteilt. Auf dem Münchener Hauptbahnhof ist soeben, außer dem dort bereits seit längerer Zeit ständig tätigen englischen Dolmetscher, für die Hauptreisezeit noch ein zweiter Dolmetscher für die englisch sprechenden Reisenden vom Amtlichen Bayerischen Reisebureau aufgestellt worden. Auf dem Kölner Bahnhof ist ständig ein Dolmetscher, der zur Hauptsache Englisch und Französisch beherrscht, anwesend. Darüber hinaus hat das Mitteleuropäische Reisebureau auf den Bahnhöfen mit starkem internationalem Reiseverkehr den sogenannten „Abholendienst“ eingeführt, d. h. zur Ankunft eines Zuges, der Pauschalreisende des genannten Reisebureaus nach der betreffenden Stadt bringt, kann auf Wunsch eine Vertrauensperson des MER auf den Bahnsteig entsandt werden, der sich der Reisenden annimmt. Diese Beauftragten des Reisebureaus sprechen natürlich in den meisten Fällen ebenfalls englisch und französisch. Der Abholendienst ist in Berlin, Bonn, Bremen, Koblenz, Düsseldorf, Dresden, Frankfurt am Main, Hamburg, Heidelberg, Köln, Konstanz, Leipzig, Lindau am Bodensee, München, Nürnberg, Passau, Stuttgart, Wernsmünde, Weimar und Wiesbaden eingerichtet und erfreut sich bei den Reisenden außerordentlicher Beliebtheit, weil sie durch die Beamten des Reisebureaus vor allen Unzuträglichkeiten bewahrt werden, die man als ortsunkundiger Fremder unter Umständen haben kann.

Verkehr im Speisewagen. Vielfach sehen sich Reisende, und zwar besonders bei kürzeren Reisen, bei einer Tasse Kaffee oder sonst einer Kleinigkeit für die ganze Dauer der Fahrt im Speisewagen fest. Diese Reisenden weigern sich häufig, ihre Plätze nach angemessener Zeit auf Eruchen des Speisewagenpersonals für ihre Gäste frei zu machen. Hierdurch werden andere Reisende an der Benutzung des Speisewagens außerhalb der Hauptmahlzeiten gehindert, was immer wieder zu Beschwerden deutscher und ausländischer Reisender Anlaß gibt. Die Deutsche Reichsbahngesellschaft möchte zunächst von einschneidenden Maßnahmen zur Beseitigung des Mißstandes absehen, da anzunehmen ist, daß es bei tatkräftigem Zusammenwirken des Zug- und Speisewagenpersonals möglich sein wird, dem Bestreben der Reisenden, den Aufenthalt im Speisewagen ungebührlich auszudehnen, entgegenzutreten. Die Deutsche Reichsbahngesellschaft bittet aber auch alle Reisenden auf diesem Wege, im Speisewagen nur so lange zu verweilen, wie es zum Verzehren des bestellten Getränkes oder der Speise erforderlich ist. Sie hofft, daß schon ein Hinweis genügen wird, damit die beklagten Mißstände sich bessern.

* **Gustav Amann: „Sun Patsjens Vermächtnis“.** Geschichte der chinesischen Revolution. Mit Vorworten von Prof. Dr. A. Haushofer, Generalmajor a. D., München, und von Prof. theol. Dr. Engelbert Krebs, Freiburg. 18 Abbildungen, 2 Karten. (Kurt Bohnwinkel, Verlag G. m. b. H., Berlin-Grünwald.) Ein merkwürdiges Zeugnis bietet dies Buch: Jahre hindurch hören wir von Umwälzungen, von Kämpfen und Verhandlungen, die das größte Volk der Welt, — die China aufwühlen und umformen. Wir begreifen fast nichts aus dem Durcheinander der Nachrichten, die Tag um Tag uns gedröhrt werden; alles scheint sich zu widersprechen. Und endlich verweisen wir, diesen Wust von Namen und Tatsachen, von einer uns unverständlichen Logik durcheinander geworfen, jemals zu entwirren. Da taucht ein Mann auf, ein deutscher Ingenieur und Kaufmann, der seit Jahren handelnd und beratend inmitten des chinesischen Lagers stand, — ein Freund Sun Patsjens, nach seinem Tode ein Freund von Frau Sun und ihrem Kreis, ein Freund und Helfer der Kanton-Regierung, mit der zusammen er die große Bewegung schuf, die Europa in den Jahren 1925 bis 1927 überraschte und das Aussehen des Fernen Ostens so grundlegend veränderte, — mit der zusammen — von dem jungen Diktator Chiang Kai-shek vertrieben wurde. Mit ruhiger Hand, mit philosophischer Objektivität entwirrt Gustav Amann die Geschehnisse, zeigt uns ihre Hintergründe und die Bedingtheit in chinesischer Nationalitätlichkeit sowie den Einfluss, den vielfach überschätzten, von Moskau. Über allem liegt der Zauber persönlichen Erlebens in einer uns so fremden Welt.

* **„Kasputin, der allmächtige Bauer“** von A. Simanowitsch, ehemaligem Sekretär Kasputins. Übersetzung aus dem Russischen und Bearbeitung des Manuskripts von B. Wolschki. (Hensel & Co., Verlag, Berlin W. 30.) Es ist ein wild bewegtes Bild, das Simanowitsch, der einstige Sekretär des allmächtigen Zaren, in seinen Erinnerungen aufrollt. Spannend erzählt er von dem unglücklichen, willenlosen Zaren Nikolaus II., von der von blindem, mystischem Glauben an Kasputin erfüllten Zarin Alexandra, von dem kranken Zarenwitze, von dem erbitterten Kampf zwischen dem Zarenpaar und dem Hof der Zarin-Witwe, von den furchtbaren Zudrängen des durch revolutionäre Gärung und zwei unglückliche Kriege aufs Tiefste erschütterten Zarenreiches, von den blutigen Wirren des Bürgerkrieges und zum Schluss von dem tragischen Tod der Zarenfamilie. Auf diesem düsteren Hintergrund hebt sich wie ein seltsames Phantom die merkwürdige Gestalt des sibirischen Bauernvagabunden ab, der es vermöge seines rätselhaften Einflusses auf seine Umgebung fertig brachte, die Klügsten und Mächtigsten des großen Zarenreiches zu überschatten.

* **Harvey Firestone: „Mein Kampf um den Erfolg“.** (C. E. Poeschel, Verlag, Stuttgart.) Kein „arrioterter“ Geschäftsroman redet und gestikuliert in diesem Buch. Es ist das Buch eines Feldherrn. Strategie heißt hier: Kunst der Geschäftsführung. „Vielleicht ist Geschäftsführung Beruf“ sagt Firestone einmal. Er ist ein Berufener, auf jeden Fall. Beginn 1902 mit 12 Angehörigen und Arbeitern. 1920 Gesamtbelegschaft der Firestone Tire & Rubber Company rund 20 000, Jahresumsatz 115 000 000 Dollar. Wovon reden diese Zahlen? Von raffinem Denken, Taten, von unsäglicher Mühe, von Erfolg. Ein kennzeichnendes Wort des großen Geschäftsmannes sei an den Schluss gesetzt: „Ich weiß nicht, ob ich der Sklave oder Herr dieses Geschäfts bin. Die Hauptsache ist jedoch, daß ich mir über diese Frage keine Sorge mache, denn die Arbeit ist wert, daß sie von mir geleistet wird, sei es nun als Sklave oder als Herr.“

* **Arnold Bronnen: „Film und Leben Barabara La Marr“.** Roman. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35.) Daß das Leben noch stärker als der Film mit Sensationen geladen und in seinem Ablauf ebenso kurz wie inhaltsreich sein kann, zeigt dieses erste epische Werk des Dramatikers Bronnen, der das Leben und Sterben des „Mädchens, das zu schön war“ und damit eine wilde Jagd nach Lust und Ruhm durch die grelle Welt des Films zu Ruh und Frommen aller, die sich dafür begeistern, schildert. Aufregend und aufpeitschend ziehen die spannungsvollen Episoden am Leser vorüber, sobald der Stoff an billige Kolportage erinnern könnte, wäre nicht die Sachlichkeit des Berichtes, der mit biographischer Genauigkeit eine Filmkarriere und ihr tragisches Ende meisterhaft nachzeichnet.

* **„Iduna Kobal“**, historischer Roman aus Merans Vergangenheit von H. Schrott-Pelzel, mit 38 historischen und Landschaftsbildern. (Hugo Schmidt, Verlag, München.) Heute wie einst bietet sich das vergangenheitsreiche Etzland dem Beschauer dar in seiner schönheitstrunknen Natur und Romantik. Die Gestalten des Buches wandeln auf dem historischen Boden, ihr Schicksal ist innig verknüpft mit ihrer Zeit und ihren Geschehnissen. Die farbenprächtigen dichterischen Bilder finden eine Ergänzung in den wiedergaben künstlerischer, historischer Beschreibung des Clarissen-Klosters zu Meran von Staffler. Alle, die das alte Südtirol kennen und lieben, alle, die das südländische Land immer wieder ansteht, werden das Buch mit besonderem Interesse lesen.

* **Siegfried Siwertz: „Das große Warenhaus“.** Roman. (Otto Ruitow, Verlag, Lübeck.) Unter der jüngeren schwedischen Dichtergeneration ist Siegfried Siwertz einer der führenden Erzähler und bei uns hauptsächlich durch ein Tropenbuch und den Roman „Die Seelands“ bekannt. „Das große Warenhaus“ verbindet unsichtbare Banden mit den Bazaren aus Tausendundeine Nacht. Hier sind alle Schätze der Erde angehäuft. Hier pulsiert das Leben zwischen Verkaufsstand und Kasse, hier wird geprüft, gescherzt und gelacht, und in den engen Gängen geben sich Liebende ein Stelldichein. „Das große Warenhaus“ ist kein totes Stahlgerüst, es ist lebendige Poesie: Morgenland und Abendland und zugleich ein Symbol unserer Zeit.

* **Edward Welle-Strand: „Möwenjunge II.“** Vom Robbenfänger zum Journalisten. Ein Roman aus Norwegen. (Eigenbröder-Verlag, Berlin W. 8.) Wer Welle-Strands „Möwenjunge“ gelesen hat, der wird auf die Fortsetzung gespannt sein, die in dem vorliegenden zweiten Teil den prächtigen Helden des Buches, Almar von Moorhof, als Journalist in einem Berufe landen läßt, der ihm Gelegenheit gibt, seine Fähigkeiten und sein Draufgänger-tum auch weiter zur Geltung zu bringen. Viele Frauen kreuzen wieder Almars Weg, ehe er innerlich zur Ruhe kommt. Welle-Strands psychologische Begabung, sein hervorragendes Schilderungstalent, dokumentiert sich auch wieder in diesem Bande reifer Gestaltungskraft.

* **Dr. Otto Lebede: „Das rätselhafte Ich“.** Ein Spiegel zur Selbsterkenntnis. (Weltbühner-Verlag, Berlin-Friedenau.) Alle Gedanken, die der Autor anrührt, stehen im Brennpunkt des aktuellen Interesses. Sie sind absichtlich — und das ist ein großer Vorteil dieses Buches — auf die kürzeste Formel gebracht. Somit ist hier ein Werk geschaffen, das durch seine Gedankenfülle, sein dramatisches Tempo, seine ganz und gar eigene Stilart und die aktuelle Darstellungsform der ewigen Persönlichkeitsprobleme den Leser in seinen Bann schlägt. Der Autor bringt ein Porträt, das vor keinerlei Wahrheit zurückschreckt, errichtet aber gleichzeitig die Wegweiser unserer ewigen Sehnsucht. Manche Frage, die Eugen: Ken in seinen „Notes sur l'amour“ und Oscar Wilde in seinem reichen Schaffen nur angedeutet haben, findet man hier, durch eine deutsche Intelligenz gesehen, erklärt.

* **„Charlie Chaplin im Zirkus“.** 16 Seiten, mit 8 farbigen Bildern und vielen Textzeichnungen von Adolf Uzarski. (Jos. Scholz, Verlag, Mainz.) War es nicht eigentlich ein naheliegender Gedanke, die Gestalt Charlie Chaplins den Kindern in einem Bilderbuch zum vertrauten Gefährten zu machen? Die Großen sehen mehr in ihm, sie fühlen die tiefe Melancholie, die hinter seinem Glück und seinem Unschuld liegt. Die Kinder aber haben ihre helle Kinderfreude an dem tollen Durcheinander, das er anrichtet, wohin er auch kommt. „Zirkus“, neben „Goldrausch“ Chaplins reifster Film, gab den Stoff für das erste Chaplin-Bilderbuch her. Selbstverständlich wurden aus den Vorgängen des Films nur die herausgenommen, die dem kindlichen Verständnis ohne weiteres zugänglich sind. Die vielen farbigen Bilder und Textzeichnungen von Uzarski stellen die tollen Vorgänge in klarer und kindlicher Weise vor Augen, während die Verse von Peng das Buch auch für die Kinder verständlich machen, die den Film nicht gesehen haben. So werden alle Kinder ihre große Freude an dem Bilderbuch haben.

* **A. Th. Sonnleitner: „Die Hegerkinder im Gamsgebirge“** mit Bildern von Ernst Kubler und Franz Koubal. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H., Wien.) Sonnleitners Berg- und Bauern-geschichten sind wegen der Frische und Volkstümlichkeit, mit der Gestalten und Begebenheiten geschildert sind, bekannt. Der vorstehende Band schließt sich den „Hegerkindern in der Lobau“ an, ist aber in sich abgeschlossen.